

VICKI MYRON  
MIT BRET WITTER  
Dewey und seine Freunde



GOLDMANN  
Lesen erleben

## *Buch*

Mit dieser überwältigenden Reaktion auf »Dewey und ich« hatte Vicki Myron nicht gerechnet: Tausende Fanbriefe erreichten die Bibliothekarin und »Dewey-Mama« nach der Veröffentlichung ihres Buchs über den kleinen Findelkater, der sich zum berühmtesten schnurrenden Vierbeiner der Welt mausert. Und sie alle hatten eine eigene Geschichte zu erzählen. Die schönsten hat Vicki Myron zusammengetragen, und so kommen neben dem Kater Dewey nun auch dessen Freunde zu Wort: Neun bezaubernde Geschichten erzählen davon, wie die Stubentiger unser Leben bereichern. Von einer geschiedenen Mutter, die im kalten Alaska am Weihnachtsabend ein ertrinkendes Junges rettet, bis zu einem traumatisierten Vietnam-Veteranen, dessen Herz sich durch die Liebe einer Katze öffnet.

Neun lustige, anrührende und inspirierende Zeugnisse der Faszination, Freundschaft und Freude, die unsere sanften Gefährten uns tagtäglich schenken

## *Autoren*

Vicki Myron wurde auf einer Farm in der Nähe von Spencer, Iowa, geboren. Sie arbeitete 25 Jahre als Bibliothekarin in Spencer, davon 20 als Direktorin. Vicki Myron lebt nach wie vor in ihrem Heimatort. Bret Witter arbeitete als Lektor und Sachbuchautor. Er wuchs in Alabama auf und lebt heute mit seiner Frau, seinen beiden Kindern und der Katze Kiki in Louisville, Kentucky.

Vicki Myron

mit Bret Witter

---

Dewey und  
seine Freunde

Neue Geschichten  
vom berühmtesten Kater  
der Welt

Aus dem Amerikanischen  
von Nike Karen Müller

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
»Dewey's Nine Lives« bei Dutton,  
a member of Penguin Group (USA) Inc.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Vicki Myron

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Getty Images / GK Hart / Vikki Hart

Redaktion: Ilse Wagner

LT · Herstellung: Str.

eISBN 978-3-641-07612-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

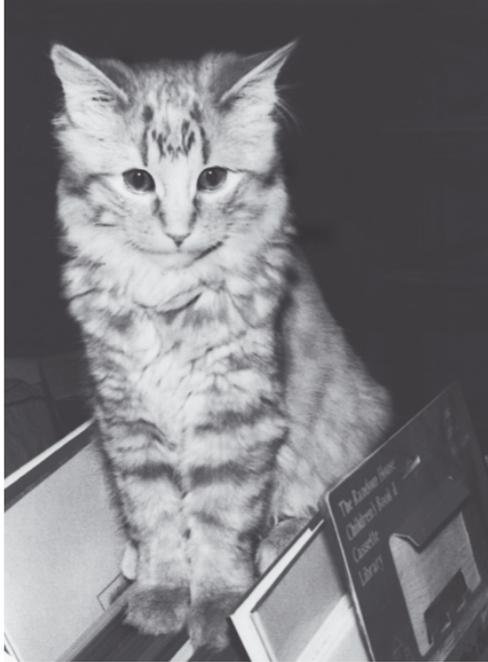
*Für Glenn, für ihre überwältigende Liebe  
und ihre Unterstützung.*

# Inhalt

Prolog: Dewey.....	9
1: Dewey und Tobi .....	29
2: Mr Sir Bob Kittens .....	61
3: Spooky.....	91
4: Tabitha, Boogie, Gail, Kit ... und andere .....	131
5: Der Weihnachtskater .....	161
6: Cookie .....	209
7: Marshmallow.....	247
8: Kirchenkatze .....	281
9: Dewey und Rusty .....	309
Dank .....	377

# PROLOG

## Dewey



*»Danke, Vicki, und danke, Dewey ...  
Ich glaube nicht an Engel, aber Dewey ist nah dran.«*

Christine B., Tampa, Florida

Ich stimme nicht mit der Frau überein, die diesen Brief geschrieben hat, denn ich glaube schon, dass Engel unter uns sind, die uns wachsen helfen. Ich glaube an »lehrreiche Momente«, in denen wir etwas Wertvolles über das Leben lernen können, wenn unsere Augen und Herzen offen sind für die Welt um uns herum. Diese Gelegenheitsengel, wie ich sie nenne, gibt es in allen möglichen Formen. Sie erscheinen dank der wichtigen Menschen in unserem Leben, aber auch durch zufällige Begegnungen und durch Fremde. Ich glaube, dass Dewey, der berühmte Bibliothekskater von Spencer, Iowa, so ein Engel war. Er hat uns so vieles gelehrt und das Leben so vieler Menschen berührt, dass ich das nicht als Zufall abtun kann. Ich glaube nicht an Zufälle.

Aber ich weiß, was diese junge Frau sagen will. Sie will sagen, dass Dewey durch sein Verhalten ihr Leben verändert hat. Sie findet keine Worte, um diese Macht zu beschreiben, aber sie weiß, dass sie etwas Besonderes ist.

Ich habe einen Ausdruck dafür: Deweys Magie. Diesen Ausdruck gebrauchte ich immer, wenn ich sah, wie es ihm gelang, das Bild der Menschen von sich selbst zu verändern. Niemand hat diese Magie deutlicher gesehen als ich, denn von allen Menschen auf der Welt kannte ich Dewey am besten und wurde von ihm am stärksten berührt. Ich bin nur eine ganz normale Frau aus Iowa, die im Dienst ergraute Leiterin einer Kleinstadtbibliothek, kaum zwanzig Kilometer von der Farm entfernt, auf der ich geboren und aufgewachsen bin, aber neunzehn Jahre lang hatte ich das Glück, meinen Weg mit Dewey gemeinsam zu gehen. Und Dewey ... er war et-

was Besonderes. Er bewirkte etwas. Er inspirierte eine ganze Stadt. Er wurde weltberühmt, er erschien auf den Titelseiten von Zeitschriften und Zeitungen und war der Held des New-York-Times-Bestsellers *Dewey und ich*, den ich als »Deweys Mommy« zu schreiben die Ehre hatte. Deweys Magie, das war es. Er war nur ein Kater, aber er lockte unser besseres Ich hervor. Jeder verliebte sich in ihn. Er berührte die ganze Welt. Niemand, der ihn kennenlernte, vergaß Dewey je wieder.

Seine Geschichte begann in aller Stille an einem bitterkalten Wochenende im Januar 1988. Wir hatten minus fünfundzwanzig Grad, eine Kälte, die in der Lunge brennt und einem die Gesichtshaut abzieht (zumindest fühlt es sich so an). Solch klirrende Kälte, oft von eisigem Wind begleitet, ist das Unangenehmste am Leben in den nördlichen Plains. Man lernt, damit zurechtzukommen, aber man gewöhnt sich nie daran. Es gibt in Nord-Iowa Zeiten, da sollte man tunlichst nicht aus dem Haus gehen.

Aber trotz der arktischen Temperaturen war jemand in der Innenstadt von Spencer doch aus dem Haus gegangen, denn irgendwann an jenem Sonntag wurde ein winziges verwaistes Kätzchen in die Rückgabeklappe an der Rückwand der Städtischen Bibliothek Spencer gesteckt. Ich hoffe, es war ein Akt der Barmherzigkeit – dass jemand ein winziges, acht Wochen altes, kaum ein Pfund schweres Kätzchen frierend im Schnee sitzen sah und es retten wollte. Wenn es so war, dann hat der Betreffende ziemlich gedankenlos gehandelt. Bei der Buchrückgabe handelte es sich um einen Metallschacht, der einen Meter nach unten in einen abgeschlossenen Blechkasten führte. Im Grunde genommen war es ein Kühlschrank – keine Decken, keine Kissen, keine weichen Polster. Nur kaltes Metall. Und Bücher. Mindestens zehn, womöglich aber vierundzwanzig Stunden lang saß der kleine Dewey in eisiger Kälte und pechschwarzer Finsternis und hatte nichts als Bücher um sich.

Ich trat am Montag frühmorgens auf den Plan, als ich den Buchrückgabekasten öffnete und das winzige Kätzchen darin vorfand. Flehentlich schaute es zu mir auf, und mir blieb das Herz stehen. Das Katerchen war so niedlich ... und so hilfsbedürftig. Ich hielt es in den Händen, bis es zu zittern aufhörte, badete es dann warm in der Spüle und trocknete es mit dem Fön, den wir für Bastelarbeiten mit Kindergruppen verwendeten. Und dann wurde Dewey aktiv: Auf halb erfrorenen Pfoten tappte er nacheinander zu allen Angestellten der Bibliothek hin und beschnupperte sie.

In diesem Moment beschloss ich, dass die Bibliothek ihn adoptieren müsse. Nicht nur deswegen, weil ich mich auf Anhub in Dewey verliebte, als er mich zum ersten Mal mit seinen wunderbaren goldfarbenen Augen anschaute. Sein Blick und die Unbeirrbarkeit, mit der er sich bei jedem Einzelnen von uns für seine Errettung bedankte, sagten mir auch, dass er perfekt in meinen Plan passen würde, die kalte, unpersönliche Atmosphäre der Stadtbibliothek von Spencer etwas aufzuwärmen. Sein liebevolles, kontaktfreudiges Wesen, seine herzerwärmende Präsenz weckten in allen gute Gefühle.

Und genau das brauchte Spencer zu dieser Zeit. Die Stadt ächzte unter den Folgen einer Farmkrise; siebzig Prozent der Läden in der Innenstadt standen leer, und im County gingen Farmen dutzendweise bankrott. Wir brauchten eine rührende Geschichte. Wir brauchten etwas Positives, worüber wir reden konnten, und eine Lektion in Ausdauer, Hoffnung und Liebe. Wenn jemand ein winziges Kätzchen in einen eiskalten, stockfinsternen Blechkasten steckte und dieses Kätzchen sich trotzdem sein Zutrauen und sein Mitgefühl bewahren konnte, dann konnten auch wir unser Missgeschick erdulden.

Aber Dewey war kein Maskottchen. Er war ein Gefährte aus Fleisch und Blut, ein Tier, das sich stets offen und liebevoll zeigte, sobald jemand die Bibliothek betrat. Er erwärmte die

Herzen, wenn er von Schoß zu Schoß wanderte, vor allem aber hatte er ein sicheres Gespür dafür, wer ihn wirklich brauchte.

Ich erinnere mich an die Rentner unter den Stammkunden, die jeden Vormittag vorbeikamen. Viele von ihnen blieben länger und unterhielten sich öfter mit den Angestellten, seit Dewey da war.

Ich erinnere mich an Crystal, eine körperlich schwer behinderte Schülerin, die immer nur auf den Boden starrte, bis Dewey sie entdeckte und dann jedes Mal sofort zu ihr auf den Rollstuhl sprang, wenn sie durch die Tür geschoben wurde. Da begann Crystal, die Welt um sich herum zu sehen. Sie begann, Geräusche von sich zu geben, wenn sie einmal in der Woche in die Bibliothek kam, und wenn Dewey auf ihren Rollstuhl sprang, brach ein strahlendes Lächeln aus ihrem Herzen hervor.

Ich erinnere mich an unsere neue Hilfsbibliothekarin für Kinderliteratur, die vor Kurzem nach Spencer gezogen war, um ihre kranke Mutter zu pflegen. Sie und Dewey saßen jeden Nachmittag beisammen. Eines Tages bemerkte ich, dass sie Tränen in den Augen hatte, und da wurde mir klar, wie sehr sie gelitten hatte und dass nur Dewey für sie da gewesen war.

Ich erinnere mich an die schüchterne Frau, der es schwerfiel, Freunde zu gewinnen. Ich erinnere mich an den jungen Mann, der frustriert war, weil er keine Arbeit fand. Ich erinnere mich an den Obdachlosen, der nie mit jemandem sprach, aber immer Dewey suchte, ihn sich auf die Schulter setzte (natürlich die rechte, Dewey setzte sich immer nur auf die rechte Schulter) und eine Viertelstunde mit ihm auf und ab ging. Der Mann flüsterte, Dewey hörte ihm zu. Da bin ich mir ganz sicher. Und dadurch, dass er zuhörte, dass er da war, half er allen.

Vor allem aber erinnere ich mich an die Kinder. Dewey

hatte ein besonderes Verhältnis zu den Kindern von Spencer. Er liebte Babys. Er kletterte auf ihre Babysitze und schmiegte sich an sie, im Gesicht einen Ausdruck vollkommener Zufriedenheit, selbst dann, wenn sie ihn an den Ohren zogen. Er ließ es sich gefallen, dass Kleinkinder ihn, vor Vergnügen quietschend, drückten und stupsten. Er freundete sich mit einem allergiekranken Jungen an, der untröstlich war, weil er kein eigenes Haustier haben durfte. Er verbrachte ganze Nachmittage mit den Schülern, die sich in der Bibliothek aufhielten, während ihre Eltern arbeiteten, jagte ihren Bleistiften nach und versteckte sich in ihren Jackenärmeln. Er strich in der wöchentlichen Vorlesestunde jedem Kind um die Beine, bevor er sich für einen Schoß entschied, auf dem er sich zusammenrollte – jede Woche auf einem anderen, wohlgemerkt. Ja, Dewey hatte die Gewohnheiten eines Katers. Er schlief viel. Er war zimperlich, wenn man ihm den Bauch streicheln wollte. Er fraß Gummibänder. Er attackierte Schreibmaschinentasten (damals hatten wir noch Schreibmaschinen) und Computertastaturen. Er legte sich auf den Kopierer, weil aus dem Gerät warme Luft strömte. Er kletterte auf die Hängelampen. Man konnte nirgendwo in der Bibliothek einen Karton öffnen, ohne dass plötzlich Dewey auftauchte und hineinsprang. Doch was er eigentlich tat, war nicht weniger katzenähnlich, aber es ging tiefer: Er öffnete, eins nach dem anderen, die Herzen der Menschen von Spencer für die Schönheit und Liebe in unserer wundervollen Kleinstadt mitten in den Great Plains von Iowa und füreinander.

Das war die wahre Dewey-Magie, die Fähigkeit, seine freudvolle, freundliche und entspannte Einstellung zum Leben auf jeden zu übertragen, dem er begegnete.

Dass er berühmt wurde, verdankte er jedoch ganz allein seinem Charisma. Ich wollte natürlich, dass er in Spencer bekannt wurde. Ich half ihm nach Kräften dabei, das Image

der Bibliothek zu verändern, sie aus einem Lagerhaus für Bücher in einen Versammlungsort zu verwandeln. Dass das auch irgendjemand außerhalb von Nordwest-Iowa zur Kenntnis nehmen würde, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch sie kamen, erst spärlich, dann in hellen Scharen, angelockt von der Story des Katers, der eine ganze Stadt inspirierte. Als Erstes kamen die Journalisten – aus Des Moines, England, Boston, Japan. Dann folgten allmählich die Besucher. Ein älteres Ehepaar aus New York auf einer Fahrt durch die Vereinigten Staaten, das Dewey von da an sein Leben lang zum Geburtstag und zu Weihnachten Geld schickte. Eine Familie aus Rhode Island, die sich anlässlich einer Hochzeit in Minneapolis (fünf Stunden von Spencer entfernt) aufhielt. Ein krankes kleines Mädchen aus Texas, das, dessen bin ich mir sicher, seine Eltern um dieses eine Geschenk gebeten hatte. Es war erstaunlich, mit anzusehen, wie Deweys Ruhm erblühte. Die Menschen lernten Dewey kennen, sie verbrachten Zeit mit ihm, und sie liebten ihn. Sie fuhren heim und erzählten anderen Leuten von ihm, und dann kamen auch diejenigen ihn besuchen, und allesamt waren sie tief beeindruckt, wenn sie wieder gingen, und dann bekamen wir plötzlich einen Anruf von einer Zeitung in Los Angeles oder einem Reporter in Australien.

Als Dewey im Alter von neunzehn Jahren friedlich einschlieft, nachdem er jeden einzelnen Tag den Einwohnern von Spencer und ihrer Bibliothek mit Würde und Begeisterung gedient hatte, überraschte es mich deshalb kaum, dass sein Nachruf, der zuerst in Sioux City erschien, in über zweihundertsiebzig Zeitungen nachgedruckt wurde. Und auch nicht, dass die Bibliothek Tausende von Briefen aus aller Welt bekam. Oder dass sich Hunderte von Fans in das Kondolenzbuch eintrugen und an einer improvisierten Trauerfeier teilnahmen. Zwei Monate lang wurden wir von Reportern und Bewun-

derern belagert, die mit uns über Dewey sprechen wollten. Ganz allmählich ließ der Trubel dann nach. Die Kameras verschwanden, und Spencer wurde wieder die stille Kleinstadt, die es immer gewesen war. Diejenigen von uns, die Dewey geliebt hatten, blieben nun mit ihrer Trauer allein. Der Star Dewey war von uns gegangen; die Erinnerungen an unseren Freund Dewey aber bewahrten wir in unseren Herzen. Als ich schließlich an einem eiskalten Dezembertag Deweys Asche draußen vor dem Fenster der Kinderabteilung der Bibliothek begrub, war nur die stellvertretende Bibliotheksleiterin an meiner Seite. So hätte Dewey es sich gewünscht.

Ich wusste, dass Dewey ein Vermächtnis hinterlassen hatte, weil er mich verändert hatte. Er hatte alle Mitarbeiter der Bibliothek verändert. Er hatte Crystal, das behinderte Mädchen, verändert, den obdachlosen Mann und die Kinder, die jede Woche zur Vorlesestunde kamen und von denen viele in späteren Jahren ihre eigenen Kinder zu Dewey brachten. Ich wusste, wie wichtig er war, weil die Leute mir immer wieder ihre Dewey-Geschichten erzählten, mich also ins Vertrauen zogen. Er berührte also nicht nur die Stadt Spencer. Und verändert hat er diejenigen von uns, die ihn gekannt und geliebt und seine Geschichte gehört hatten. Sein Vermächtnis würde in uns weiterleben.

Und damit würde es dann sein Bewenden haben. Dachte ich.

Doch dann geschah etwas wahrhaft Erstaunliches. Ich schrieb ein Buch über Dewey, und Menschen aus aller Welt reagierten darauf. Das Buch war als Tribut an meinen Freund gedacht, als Dankeschön für die Dienste, die er Spencer geleistet hatte, und für die Rolle, die er in meinem Leben gespielt hatte. Ich wusste, dass er Fans hatte. Ich hatte mir gedacht, dass sie vielleicht die ganze Geschichte würden lesen wollen. Aber auf so leidenschaftliche Reaktionen war ich nicht gefasst.

Sehr viele von denen, die zu meinen Lesungen kamen, mochten Dewey nicht nur, und mein Buch gefiel ihnen nicht nur – sie *liebten* beide. Die Geschichte rührte sie an. Und sie hatten das Gefühl, verändert worden zu sein. Ich erinnere mich an eine Frau in Sioux City, die weinend zusammenbrach, als sie mir erzählte, dass ihre Mutter, eine Klavierlehrerin und Organistin in Spencer, jeden Samstag mit ihr Zimtschnecken essen gegangen und dann mit ihr in die Bibliothek gefahren war, um Dewey zu besuchen. Dann war ihre Mutter an Alzheimer erkrankt, hatte nach und nach ihren Mann und ihre Kinder vergessen und schließlich nicht einmal mehr gewusst, wer sie selbst war. Ihre Tochter fuhr jede Woche die zwei Stunden von Sioux City herüber, um sie zu besuchen, und brachte immer ihre eigene Katze mit. Die Katze war schwarz-weiß, sah also dem kupferroten Dewey kein bisschen ähnlich, aber ihre Mutter lächelte jedes Mal und sagte: »Ach, da ist ja Dewey. Ich danke dir, dass du Dewey mitgebracht hast.« Die Tochter schluchzte so heftig, dass sie kaum zu Ende sprechen konnte.

»Nach dieser ersten Begegnung mit Ihnen«, erzählte sie mir einige Zeit später, »ging ich auf den Parkplatz hinaus und weinte noch eine Viertelstunde. Die Tränen wollten einfach nicht versiegen. Meine Mutter war schon seit zwölf Jahren tot, aber es war das erste Mal, dass ich wirklich um sie geweint hatte. Erst als ich an Dewey dachte und mich daran erinnerte, wie sehr meine Mutter ihn geliebt hatte, war mein Trauerprozess abgeschlossen.«

Das Seltsamste daran war, dass ich weder diese Frau, Margo Chesebro, noch ihre Mutter, Grace Barlow-Chesebro (nach der Beschreibung ihrer Tochter eine kluge, starke, selbstständige Frau, die an die Magie von Tieren glaubte und die ich bestimmt gemocht hätte) gekannt hatte. Aber sie hatten Dewey gekannt und geliebt. Er war Teil ihres Lebens gewesen, ein so wichtiger Teil, dass sich Grace trotz der Schäden in ihrem

Gehirn irgendwie die Erinnerung an ihn bewahrte, auch als sie die Namen ihrer Kinder längst endgültig vergessen hatte und ihren Mann für ihren vor langer Zeit gestorbenen Bruder hielt. Da wurde mir klar, dass ich nie erfahren würde, wie viele Menschen es waren, deren Leben Dewey berührt hatte.

Dann gab es da auch jene, die Dewey nie gekannt hatten, fremde Menschen, die von seiner Geschichte so gerührt waren, dass es sie drängte, mir zu schreiben. Es begann fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches. »Ich habe noch nie einem Autor oder einer Autorin geschrieben, aber Deweys Geschichte hat mich so angerührt ...« Oder: »Dewey war ein Engel, und Ihnen gebührt Dank dafür, dass sie ihn in der Welt bekannt gemacht haben.«

Als die Monate vergingen und das Buch es an die Spitze der landesweiten Bestsellerlisten schaffte, wurden die Briefe zahlreicher, und schließlich gingen täglich mehrere Dutzend ein. Nach einem Jahr hatte ich über dreihunderttausend Briefe, E-Mails und Päckchen bekommen, fast ausnahmslos von Leuten, die nie etwas von Dewey gehört hatten, bevor sie das Buch lasen. Ich bekam ein Kissen mit Deweys Bild vom Buchumschlag in Kreuzstickerei. Ich bekam mehrere Gemälde von ihm. Ein früherer Einwohner von Spencer, der weggezogen war, uns aber nie vergessen hatte, gab eine Skulptur von Dewey für die Bibliothek in Auftrag. (Ich wusste, dass Deweys Magie wirkte, als ich sah, wo sich das Atelier des Bildhauers befand: in Dewey, Arizona.) Ich habe nie gezählt, wie viele Zeichnungen, Ziergegenstände und Schnitzfiguren von Katzen ich von Fans bekommen habe. Für diese Dinge habe ich ein eigenes Regal in meinem Haus – und es quillt schon über.

Jemand schickte mir zwanzig Dollar, für die ich Rosen für Dewey kaufen sollte. Jemand anderer schickte fünf Dollar für Katzenminze, die ich auf sein Grab legen sollte. Eine Frau in

einem Callcenter in Idaho sagte mir, jedes Mal, wenn jemand aus Iowa anrufe, frage sie ihn nach Dewey, in der Hoffnung, jemanden zu finden, der ihn gekannt hatte. Ein Mann schickte mir ein Foto von dem Glas, in dem er Kleingeld sammelt. Es war mit einem Bild von Dewey verziert. Der Mann spendete von da an das gesparte Geld der Tierrettung.

Ich las jede Karte, jeden Brief und jede E-Mail. Gern hätte ich auch alle beantwortet, aber das war angesichts der schieren Menge unmöglich, vor allem, weil ich oft unterwegs war zu Veranstaltungen mit Deweys Fans. (Aber keine Bange, liebe Briefschreiber, ich habe die Rosen und die Katzenminze für Deweys Grab gekauft.) Die in den Briefen ausgedrückten Gefühle und die Art, wie Dewey nach wie vor das Leben von Menschen veränderte, haben mich vermutlich mehr bewegt, als diese Fans es sich überhaupt vorstellen konnten.

Ein junger Mann, der nach einer hässlichen Scheidung und einem beruflichen Rückschlag zornig und verbittert war, schrieb mir, Deweys Leben habe »mir das Herz geöffnet«.

Eine Frau mit MS in fortgeschrittenem Stadium erzählte mir, dass sie sich nach der Lektüre von *Dewey* auf den Boden niedergelassen und den Hund, der in ihrem Heim lebte, auf den Kopf geküsst habe. Hinterher kam sie nicht ohne Hilfe wieder hoch, aber sie war froh, dass sie es getan hatte, weil der Hund eine Woche danach starb.

Ein Mann in England schrieb, er habe vor mehreren Jahren seine Frau verloren. Erst nachdem er das Buch *Dewey* gelesen hatte, sei ihm klar geworden, dass er nur dank der beiden Katzen, die sie hinterlassen hatte – zwei Tiere, die ihm nach ihrem Tod eher lästig waren –, über den Verlust hinweggekommen war. Hätte er nicht die Katzen versorgen müssen, schrieb er, wäre er in einer »schwarzen Depression« versunken, die er möglicherweise nicht ertragen hätte.

Typisch war der Brief einer jungen Frau aus Florida.

Unmittelbar bevor sie *Dewey* las, schrieb sie, habe sie eine zweijährige Missbrauchsbeziehung mit einem Borderline-Alkoholiker beendet, der ihre Selbstachtung zerstört und sie in Schulden und Zwangsvollstreckung getrieben hatte. »Ich kam mir dumm vor«, schrieb sie, »und vor allem fühlte ich mich als Versagerin. Dann las ich Ihr Buch.«

»Jetzt«, fuhr sie später fort, »gehe ich ab nächsten Montag wieder zur Schule, und ich konzentriere mich darauf, die Bruchstücke meines Lebens wieder zusammenzufügen. Das hat nicht Ihr Buch bewirkt, aber Ihr Buch hat mir Mut und Entschlusskraft gegeben. Vor allem aber hat es mich daran erinnert, dass ich noch nicht am Ende war.

Deshalb einen Dank Ihnen, Vicki, und einen Dank dir, Dewey ...

Ich glaube nicht an Engel, aber Dewey ist nah dran. Sogar im Tod hat er über Sie noch Menschen wie mich berührt. Sie können sich glücklich schätzen, dass Sie solch ein besonderes Wesen in ihrem Leben hatten, aber das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich weiß nur, dass ich mich glücklich schätzen kann, weil Dewey in mein Leben getreten ist, auch wenn ich ihn nicht persönlich gekannt habe.«

Ob ich auf diesen Brief reagiert habe? Natürlich. Einen anderen Menschen so tief berühren und ihm seinen Lebensmut zurückgeben zu können, ist eine Gabe, die mir stets lieb und teuer sein wird. Sie macht mich stolz. Und diese Gabe verdanke ich Dewey.

Seit dem Erscheinen des Buches habe ich nicht nur von Fremden gehört. Auch alte Freunde und Verwandte, zu denen ich keinen Kontakt mehr gehabt hatte, haben sich wieder bei mir gemeldet. Neue Menschen wie mein Koautor, meine Lektoren und meine Agenten sind in mein Leben getreten und gute Freunde geworden. (Der Illustrator von Deweys Kinderbüchern hieß Steven James, genau wie mein geliebter

Bruder, der mit dreiundzwanzig Jahren an Krebs gestorben ist – wiederum Deweys Magie!) Und ich habe sogar wieder etwas von meinem geschiedenen Mann gehört. Er war ein lieber, intelligenter Mensch, aber er war auch schwerer Alkoholiker und hat in meinem – und seinem – Leben mehr Schaden angerichtet als irgendjemand sonst. Obwohl wir eine gemeinsame Tochter haben, hatte ich elf Jahre lang nichts von ihm gehört, bis er mir einen Brief schrieb, nachdem er das Buch gelesen hatte. Er war schon seit zehn Jahren trocken, hatte seine erste Jugendliebe geheiratet, und sie führten ein glückliches Leben in Arizona. Er hatte Bilder mitgeschickt. Er sah gut aus. Er war immer ein gut aussehender Mann gewesen. Er wirkte glücklich, seine Frau ebenfalls. Er schickte mir ein T-Shirt mit der Aufschrift »Pass auf, sonst kommst du in meinem Roman vor« – wieder einer seiner typischen Scherze. Er hatte an dem Buch nichts auszusetzen; es war alles wahr. »Es tut mir leid«, schrieb er einfach. Und er schloss den Brief mit den Worten: »Ich bin stolz auf dich.« Auch ich war stolz auf ihn.

Ich bekam auch Zuschriften von anderen Bibliothekarinnen und Bibliothekaren, von anderen Farmerskindern und gebürtigen Iowanern, von anderen alleinerziehenden Müttern und von Menschen, deren nächste Angehörige Selbstmord begangen hatten (in meinem Fall war es ein Bruder), und von Frauen, die wie ich, den Brustkrebs überlebt hatten. Ich habe von Frauen gehört, die sich wie ich in den Siebzigerjahren der schrecklichen Erfahrung einer unnötigen Entfernung der Gebärmutter unterziehen mussten, darunter auch von einer Frau in Fort Dodge, Iowa, die von demselben Chirurgen operiert worden war wie ich, etwa zur selben Zeit. »Ich wäre an der Operation fast gestorben«, erzählte sie mir bei einer Signierstunde. »Ich habe eine Woche im Koma gelegen. Seither bin ich, genau wie Sie, nie mehr richtig gesund gewesen.« Wir

umarmten einander. Sie weinte. Manchmal, so wurde mir klar, ist es schön, zu wissen, dass man nicht allein ist.

Gemeinschaft nennen wir das. *Gemeinschaft*. Ich glaube ganz fest an die Macht der Gemeinschaft, ob es sich dabei um eine Stadt, eine Religion oder die Liebe zu Katzen handelt. Ich glaube, *Dewey* ist ein Buch über normale Menschen, das zeigt, was an Gutem in einem normalen Leben möglich ist; nicht zuletzt deshalb hat es wohl so viele Herzen berührt. Die Menschen schätzen Spencer, Iowa. Sie mögen unsere Maisfelder und unsere Architektur, und sie mögen auch das, wofür wir stehen: Einfachheit, altmodische harte Arbeit, aber auch Kreativität, Pflichtbewusstsein und Liebe. (Der Arzt, der mir bei meiner zweifachen Mastektomie zur Seite stand, Dr. Kohlgraf, sagte mir, nach zwanzig Jahren habe er eine führende Chirurgin aus Kalifornien endlich überreden können, in seine Praxis einzutreten. Sie hatte das Buch gelesen und es wunderbar gefunden. Sie wollte in einer Stadt wie Spencer leben.) Die Ehrlichkeit und die Werte, die in dem Buch zum Ausdruck kommen – »Finde deinen Platz. Sei glücklich mit dem, was du hast. Sei gut zu allen. Führe ein gutes Leben. Es geht nicht um materielle Dinge; es geht um Liebe. Und Liebe kann man nicht vorhersehen.« –, überschreiten Grenzen. Damit meine ich auch internationale Grenzen. Deweys Geschichte war und ist ein Bestseller in England, Brasilien, Portugal, China und Korea. Ich bin zu Auftritten in der Türkei eingeladen worden. Ein Mann aus Mailand kam nach Spencer, nur um die Stadt kennenzulernen, in der Dewey gelebt hat. Menschen aus aller Welt haben mir gesagt, dass sie in das berühmte Spencer, Iowa, kommen wollen und dass sie das Buch behalten und als Familienerbstück an ihre Nachkommen weitergeben wollen. Glauben Sie, sie tun das deshalb, weil ihnen meine Geschichte so wichtig ist? Nein, natürlich nicht. Sie wollen die Macht der Liebe weitergeben, die in die Seiten eingewoben ist.

Mit anderen Worten, sie wollen die Magie eines besonderen Tiers namens Dewey erfahren, eines Katers, dem es irgendwie gelang, von einer kleinen Stadtbibliothek in Iowa aus die ganze Welt zu berühren. Wie ich eingangs sagte: Dies alles geschieht für und wegen Dewey. Ohne ihn hätte es kein Buch gegeben. Wie die junge Frau aus Florida schrieb: Jeder Leser des Buches hat Deweys Magie in seinem eigenen Leben erfahren, auch wenn er ihn nie persönlich kennengelernt hat.

Also lebt Dewey! Obwohl er gestorben ist, lebt er als Erinnerung weiter, als Mahnung, als Beispiel dafür, was in der Welt gut und richtig ist. Vor allem aber lebt er, wie mir klar wurde, als ich Tag für Tag neue Briefe las, in all den anderen Tieren weiter, die ebenso zärtlich, verspielt, aufmerksam und ergeben sind, wie er es war. Was mir an den Briefen am besten gefiel: Dreißig Prozent kamen von männlichen Fans, darunter zwei Katzen liebende Sheriffs, und sie begannen alle mit den Worten: »Bestimmt bekommen Sie nie Briefe von Männern ...« Keine Bange, auch gestandene Männer lieben Katzen! Aber das Wichtigste, was ich immer wieder las, war: Dewey hat mein Herz berührt, weil *er mich an mein eigenes Tier erinnerte*.

Nach und nach begriff ich, dass Dewey die tiefe Liebe angezapft hatte, die Menschen in aller Welt für ihre Tiere empfinden. Und dass *Dewey*, das Buch, diesen Menschen etwas Wichtiges geschenkt hatte: eine Möglichkeit, Liebe zu teilen und mitzuteilen. In gewisser Weise hat das Buch es wohl möglich gemacht, zu einem fremden Menschen, auch wenn dieser fremde Mensch nur ich war, zu sagen: »Ich liebe meine Katzen. Sie sind wichtig. Sie sind meine Freunde. Sie haben mein Leben verändert. Wenn sie sterben, fehlen sie mir schrecklich.« So schrieb ein junger Mann, nachdem er mir erzählt hatte, wie niedergeschlagen er sich nach einer schwierigen Scheidung fühlte und dass seine beiden Katzen die einzigen Lichtblicke in einer ansonsten dunklen Zeit waren:

Anfangs dachte ich mir, mein Gott, wie ist es möglich, dass ich zwei Tiere so sehr liebe? Irgendetwas stimmt mit mir nicht. Offenbar ist mein Leben völlig leer. Es war mir peinlich, mir selbst einzugestehen, wie wichtig mir die Katzen waren. Dann las ich Ihr Buch, und mir wurde klar, dass nichts verkehrt daran ist, wenn jemand zwei Katzen so liebt wie ich, und ich scheute mich nicht mehr, unsere Liebe weiter zu erforschen, unsere Beziehung weiter zu vertiefen und mein Leben noch enger mit ihrem zu verbinden. Ich danke Ihnen.

Lange Zeit trat Menschen, die von einer tiefen Freundschaft zwischen einer Katze und einem Menschen hörten, vor allem *ein* Wort vor Augen: *traurig*. Aber ich liebte meine Katze leidenschaftlich. Und ich stand damit nicht allein da, ganz und gar nicht. Ich glaube, dass Dewey durch sein großzügiges Wesen und seinen liebenswerten Charakter – durch die Magie seines Lebens in einer Kleinstadtbibliothek – zu einem Symbol dieser lebenswichtigen Beziehung vieler Menschen zu ihren Haustieren wurde.

In diesem Buch erwarten Sie neun Geschichten von außergewöhnlichen Katzen und den Menschen, die sie geliebt haben. Drei der Kapitel spielen in oder in der Umgebung von Spencer, Iowa, und enthalten Dewey-Geschichten, die nicht in das erste Buch aufgenommen wurden – weil ich sie damals noch nicht kannte. Die anderen sechs Geschichten handeln von Menschen, die mir schrieben, nachdem sie mein Buch *Dewey* gelesen hatten. Sie liefern die unverfälschtesten Beiträge: Fans, die mir nur deshalb schrieben, um ihrer Bewunderung und Liebe für Dewey und ihre eigenen Tiere Ausdruck zu verleihen, und keine Gegenleistung erwarteten.

Sind das die besten Geschichten aus diesen dreitausend Briefen? Ich weiß es nicht, denn in den meisten Fällen habe ich nur auf einen oder zwei Sätze reagiert.

»Wir nahmen herrenlose und misshandelte Katzen in Pflege ...«

»Er überlebte den Angriff eines Kojoten und den Pranken- hieb eines Bären und lief fünfundvierzig Kilometer zurück zu mir, nachdem eine rachsüchtige Frau ihn entführt hatte, um mir wehzutun.«

»Niemand, auch nicht meine Tochter oder meine Eltern, haben mich jemals so geliebt wie meine Cookie.«

Als mein Co-Autor und ich Briefe telefonisch beantworteten, hörten wir völlig unerwartete Geschichten von Menschen und Katzen. Manche waren besser, andere schlechter. Alle aber waren authentische, von Herzen kommende Geschichten über reale Menschen und ihre Tiere. Nach *Dewey* riet man mir, über die Katze zu schreiben, die in einem der Wohlfahrt gespendeten Sofa gefunden wurde, über die verbrannte Katze, die in den lokalen Fernsehnachrichten zu sehen gewesen war, oder über den einäugigen, schlappohrigen Kater, der sein ganzes Leben in einer Chicagoer Bierkneipe verbracht hatte. Doch ich dachte: Warum, was haben die mit Dewey zu tun? Das sind hübsche Geschichten, aber wo bleibt die Liebe? Wenn ich noch weitere Geschichten erzähle, dann sollen sie auf derselben Grundlage aufbauen wie *Dewey*: auf der besonderen Bindung zwischen einer Katze und einem Menschen. Ich wollte Geschichten über Menschen schreiben, deren Leben sich durch die Liebe zu ihrer Katze verändert hatte.

Die Menschen in diesem Buch sehen sich nicht als Helden. Sie haben nichts getan, womit sie ins Fernsehen kommen könnten. Es sind normale Menschen, die ein normales Leben mit normalen Tieren führen. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob ihre Geschichten die Besten in diesen Briefen sind, aber eines kann ich Ihnen versichern: Ich mag jeden der Menschen, die in dem Buch vorkommen. Es sind Menschen wie

die, mit denen ich in Spencer aufgewachsen bin, und es sind Menschen, wie ich sie gern zu Freunden habe. Zusammen mit ihren Katzen verkörpern sie alles, wofür Dewey, wie ich finde, gestanden hat: Güte, Ausdauer, Moral, harte Arbeit und die Kraft, stets und unter allen Umständen sich selbst und den eigenen Werten treu zu bleiben. Wenn die Resonanz, die Deweys Geschichte auslöste, zum Teil auf ihren Werten beruhte, dann sollten diese Menschen ebenfalls diese Werte widerspiegeln. Und ich denke, das tun sie auch. Ich bin stolz darauf, jeden Einzelnen von ihnen kennengelernt zu haben.

Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass Sie alles, was die Menschen in diesem Buch tun, billigen werden. Das wird nicht der Fall sein, denn auch ich selbst bin mit manchem nicht einverstanden. So kann ich es beispielsweise beim besten Willen nicht gutheißen, dass Mary Nan Evans ihre Katzen nicht früher sterilisieren ließ, so leid es mir tut. Andere lassen ihre Katzen im Freien herumstromern, obwohl das bekanntermaßen ihre Lebenserwartung verkürzt. Manche Katzen werden zu sehr verwöhnt, überbehütet oder vermenschlicht. Ich weiß, dass es Einwände geben wird. Schließlich habe ich nach meinem ersten Buch Schmähbriefe bekommen, weil ich Dewey in seinem letzten Lebensjahr Arby's Roast Beef Sandwiches zu fressen gab. Ich habe diesen Kater von ganzem Herzen geliebt; ich habe ihm alles gegeben, was ich konnte; er hat neunzehn lange, wundervolle Jahre gelebt – neunzehn Jahre! –, und trotzdem haben mich manche als Mörderin beschimpft, weil ich ihn an seinem Lebensende in einem Akt der Barmherzigkeit, der mir das Herz zerriss, einschläfern ließ.

Falls Sie sich gedrängt fühlen, Kritik zu üben, dann bedenken Sie bitte Folgendes: Alle Menschen in diesem Buch haben ihre Tiere geliebt, rückhaltlos und von ganzem Herzen. Jeder von ihnen hat seiner Meinung nach im besten Interesse des geliebten Tiers gehandelt. Wenn diese Menschen Ent-

scheidungen trafen, die Sie missbilligen, heißt das nicht, dass diese Menschen einen schlechten Charakter haben. Sie sind nur anders als Sie. Oder sie haben in einer anderen Zeit gelebt, in der noch andere Ansichten über das Zusammenleben von Menschen und Haustieren vorherrschten. Oder sehr oft sowohl als auch. Keine Geschichte ist für dieses Buch abgeändert worden. Nichts wurde geschönt oder verharmlost. Dies ist nicht *Der Katzenflüsterer* oder eine Anleitung zur Katzenhaltung. Es ist eine Sammlung von Geschichten darüber, wie reale Katzen und reale Menschen zusammenleben.

Dieses Buch ist nicht die Fortsetzung von *Dewey*. Es gibt nur ein *Dewey* (das Buch), genau wie es nur einen Kater Dewey gab. Aber es gibt Tausende von Geschichten. Es gibt Millionen von Katzen, die, wenn sie Gelegenheit dazu bekommen, ein Leben verändern könnten. Sie leben da draußen mit den in diesem Buch auftretenden Menschen und Millionen anderen zusammen. Und viele leben da draußen auch in viel schlechteren Verhältnissen, in Tierheimen, zum Beispiel, sie kämpfen allein auf den eisigen Straßen ums Überleben und warten auf ihre Chance.

Von allen Lektionen, die ich in den letzten zwanzig Jahren gelernt habe, ist dies vielleicht die Wichtigste: Engel gibt es in den verschiedensten Gestalten. Liebe kann von überallher kommen. Ein besonderes Tier kann Ihr Leben verändern. Es kann eine Stadt verändern. Auf bescheidene Art kann es die Welt verändern.

Und Sie können das auch.



# I

## Dewey und Tobi



*»Sie war eine ruhige Katze. Sie war sanft und ... sie wollte nie wieder Ärger bekommen, egal, mit wem, sie wollte einfach leben und leben lassen, wenn Sie wissen, was ich meine.«*

Für die meisten Menschen ist mein geliebtes Spencer, mit seinen etwa zehntausend Einwohnern, eine Kleinstadt. Die Straßen, die überwiegend durchnummeriert sind, in einem regelmäßigen Raster, das sich neunundzwanzig Blöcke in Nord-Süd-Richtung (mit einem Fluss in der Mitte) und fünfundzwanzig Blöcke von Ost nach West erstreckt, sind leicht aufzufinden. Die Geschäfte, die vor allem an unserer Hauptstraße, der Grand Avenue, liegen, reichen aus. Die ebenerdige Bibliothek, nicht weit von der Ecke Grand Avenue/Third Street, mitten in der Innenstadt, ist intim und einladend.

Doch Größe ist ein relativer Begriff, vor allem in Iowa, einem Staat mit nur einem Sechstel der Bevölkerungszahl Floridas, aber doppelt so vielen Städten. Viele von uns hier stammen aus noch kleineren Orten als Spencer, aus Moneta, beispielsweise, das ich als meinen Heimatort ansehe, obwohl ich auf einer drei Kilometer entfernten Farm aufgewachsen bin. Moneta hatte sechs Häuserblöcke. Es besaß fünf gewerbliche Bauten, wenn man die Bar und den Tanzsaal dazurechnet. In seiner besten Zeit lebten dort knapp über zweihundert Menschen. Das sind weniger, als an jedem einzelnen Tag durch die Tür der Stadtbibliothek kommen.

Hier bei uns, in dieser landwirtschaftlichen Gegend, ist Spencer also groß. Es ist eine Stadt, in die man fährt, statt nur durchzureisen. Es ist die Art Stadt, in der man die meisten seiner Mitbürger vom Sehen, aber nicht unbedingt dem Namen nach kennt. Eine Stadt, in der jeder von einer Betriebsschließung hört und eine Meinung dazu hat, aber nicht

jeder direkt davon betroffen ist. Wenn im Clay County, in dem Spencer liegt, eine Farm aufgeben muss, erinnern wir uns vielleicht nicht an den Farmer, aber wir erinnern uns an jemanden seinesgleichen, und wir nehmen Anteil und haben Verständnis. Ob wir nun aus einer alteingesessenen, einfachen Farmersfamilie stammen oder zu den neueren hispanischen Einwanderern gehören, die in einem der zahllosen landwirtschaftlichen oder industriellen Betriebe beschäftigt sind – wir haben mehr gemeinsam als einen geradlinig bebauten Flecken Erde namens Spencer, Iowa. Wir gleichen uns in unserer Einstellung, unserem Arbeitsethos, unserer Weltanschauung und unseren Zukunftsaussichten.

Aber wir kennen einander nicht alle. Als Leiterin der Stadtbibliothek von Spencer war mir das schon immer klar. Ich konnte jederzeit, an jedem beliebigen Tag, durch die Bibliothek gehen und erkannte die Stammkunden. Von vielen wusste ich auch den Namen. Mit vielen von ihnen war ich aufgewachsen, und oft kannte ich auch ihre Familien. Ich weiß noch, wie einmal vor mehr als einem Jahrzehnt ein Stammkunde im Verlauf mehrerer Monate langsam immer dünner wurde. Ich hatte ihn seit der Highschool gekannt und wusste über seine Vergangenheit Bescheid. Er war schwer drogenabhängig gewesen, hatte die Sucht überwunden, steckte aber offenbar erneut in Schwierigkeiten. Deshalb rief ich seinen Bruder an, mit dem ich seit Langem befreundet war, und der kam aus einem anderen Staat herübergefahren und kümmerte sich um ihn. Das ist das Gute an einer Stadt wie Spencer: Man hält zusammen. Hilfe und Freundschaft sind oft nur einen Anruf entfernt.

Die Bibliothek zog Besucher aus neun Countys an – als ich in den Ruhestand ging, hatten wir achtzehntausend eingetragene Nutzer, fast doppelt so viele, wie Spencer Einwohner hat –, ich konnte also beim besten Willen nicht alle persönlich

kennen. Eine der vielen regelmäßigeren Besucherinnen, die ich nie näher kennenlernte, war eine Frau namens Yvonne Barry. Sie war fünfzehn Jahre jünger als ich, wir waren also nicht zusammen zur Schule gegangen. Sie stammte ursprünglich nicht aus dem Clay County, deshalb kannte ich auch ihre Familie nicht. Den Obdachlosen, der Dewey jeden Morgen besuchte, behielten wir immer im Auge, um sicherzugehen, dass er nichts anstellte, Yvonne aber war stets gepflegt und gut angezogen, sodass wir keinen Grund zur Sorge hatten. Außerdem war sie ein stiller Mensch. Sie begann nie von sich aus ein Gespräch. Wenn man »Guten Morgen, Yvonne« sagte, bekam man bestenfalls ein geflüstertes »Hallo« zur Antwort. Sie las gern in Zeitschriften, und sie entlieh immer Bücher. Darüber hinaus wusste ich nur eines von ihr: Sie liebte Dewey. Das sah ich daran, wie sie jedes Mal lächelte, wenn er sich ihr näherte.

Wir dachten alle, sie hätte eine einzigartige Beziehung zu Dewey. Ich weiß nicht, wie oft mir jemand unter dem Siegel der Verschwiegenheit zuflüsterte: »Sagen Sie es nicht weiter, es soll ja niemand eifersüchtig werden, aber Dewey und ich, das ist was ganz Besonderes.« Dann lächelte ich und nickte und wartete darauf, dass mir jemand anderer genau dasselbe sagte. Dewey war so großzügig mit seiner Zuneigung, dass jeder sich ihm verbunden fühlte. Für Yvonne war Dewey einzigartig. Für Dewey war dagegen jeder nur einer von dreihundert ... fünfhundert ... tausend Freunden. Er konnte sie unmöglich alle ins Herz geschlossen haben.

Deshalb ging ich davon aus, dass Yvonne auch nur eine Gelegenheitsfreundin von ihm war. Sie beschäftigte sich mit Dewey, aber sie rannten nicht direkt aufeinander zu. Ich erinnere mich nicht, dass Dewey je auf sie gewartet hätte. Doch irgendwie waren sie am Ende von Yvones Besuch jedes Mal zusammen und wanderten stillvergnügt mit unbekanntem Ziel durch die Bibliothek.

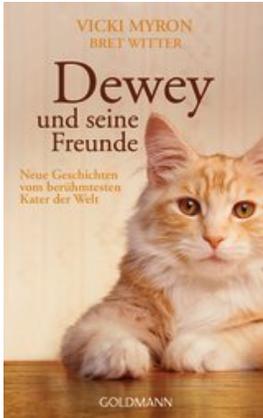
Erst nach Deweys Tod begann Yvonne zu reden. Ein wenig. Neunzehn Jahre lang hatte ich mit vielen Stammkunden der Bibliothek regelmäßig über Dewey geplaudert. Nach seinem Tod war er dann anscheinend unser einziges Gesprächsthema. Doch erst gegen Ende des ersten Ansturms, als die Februar-kälte uns in ihren Klauen hielt und das Bewusstsein, dass Dewey von uns gegangen war, sich tief in uns festgesetzt hatte, kam Yvonne nervös auf mich zu und sprach über Dewey. Sie erzählte mir, wie sehr sie sich immer auf ihn gefreut habe. Wie gut er sie verstanden habe. Wie sanft und tapfer er gewesen sei. Wiederholt erzählte sie mir von dem Tag, an dem Dewey eine Stunde lang auf ihrem Schoß geschlafen hatte, und welches Glück das für sie gewesen sei.

»Das ist nett«, sagte ich. »Danke.«

Ich wusste ihre Bedachtsamkeit zu schätzen, zumal mir klar war, wie schwer es ihr fiel, von sich aus ein Gespräch anzufangen. Aber ich hatte zu tun und stellte ihr deshalb keine weiteren Fragen. Warum auch? Dewey setzte sich jedem auf den Schoß. Natürlich war das für jeden etwas Besonderes.

Nach ein paar kurzen Gesprächen zog sich Yvonne wieder zurück, und ihr besonderer Augenblick mit Dewey war für mich nur einer von vielen Pinselstrichen im großen Gemälde seines Lebens. Erst zwei Jahre später, nachdem ich gehört hatte, wie begeistert sie war, weil sie in *Dewey* vorkam, setzte ich mich einmal mit ihr zusammen. Bis dahin hatte ich bereits so viele hübsche Geschichten anderer Bibliotheksstammgäste über Dewey gesammelt – Geschichten, die meist auf kaum mehr hinausliefen als ein »Ich kann es nicht erklären, er hat mich einfach glücklich gemacht« –, dass ich mir von dieser auch nicht mehr erwartete.

Doch Yvonnens Geschichte war anders. Etwas in ihrer Schilderung erinnerte mich daran, warum ich schon immer Bibliotheken geliebt hatte. Und Kleinstädte. Und Katzen.



Vicki Myron, Bret Witter

### **Dewey und seine Freunde**

Neue Geschichten vom berühmtesten Kater der Welt

eBook

ISBN: 978-3-641-07612-2

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2012

Mit dieser überwältigenden Reaktion auf „Dewey und ich“ hatte Vicki Myron nicht gerechnet: Tausende Fanbriefe erreichten die Bibliothekarin, und sie alle hatten eine eigene Geschichte zu erzählen. Die Schönsten hat sie zusammengetragen, und so kommen neben dem Kater Dewey auch dessen Freunde zu Wort. Neun bezaubernde Geschichten, die davon erzählen, wie die Vierbeiner unser Leben bereichern. Von einer geschiedenen Mutter, die im kalten Alaska am Weihnachtsabend ein ertrinkendes Junges rettet, bis zu einem traumatisierten Vietnam-Veteran, dessen Herz sich durch die Liebe einer Katze öffnet.